

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Vom Pilgerführer zum Baedeker.

Der „Baedeker“ ist für uns gleichbedeutend mit dem modernen Reisehandbuch überhaupt, denn dieser Verlag hat in jahrzehntelanger Arbeit nützliche Führer geschaffen, ohne die auch nach dem Krieg das Ausland nicht auskommen kann. Bevor dieser Höhepunkt erreicht wurde, der durch die außerordentliche Entwicklung des Reisens im 19. Jahrhundert bedingt wurde, hat der Reiseführer aber eine lange Entwicklung durchgemacht, die mit den mittelalterlichen Pilgerbüchern und Kreuzen beginnt. Die ersten Reisehandbücher, die uns erhalten sind, stammen aus dem 13. und 14. Jahrhundert und sind sehr dürftige Unterweisungen an einen jungen Kreuzfahrer oder Ratshelpe für eine Pilgerfahrt nach dem Orient. Die Pilgerführer geben die besten Nachrichten zum Reisen, die wichtigsten Stationen, die bequemsten Reisebeschreibungen an, enthalten Anweisungen über Ausattung und medizinische Schutzmittel gegen das Tropenlima, nennen auch schon einige Kuriositäten, die an den berühmtesten Orten zu finden sind. Ein solcher wertvoller Baedeker, der 1426 von Johann Bassenheimer verfaßt wurde, führt den Titel: „Das ist die Ordnung, wie man sich halten soll über Meer und auch die heiligen Städte besuchen.“ Er ist nur handschriftlich erhalten. Ein gedruckter Führer derselben Zeit gibt sich als „ein hübsch Traktat, wie durch Gottes Willen von Italien das gelobte Land gewonnen ist.“ Allgemein gehalten sind die ausführlichen „Wallfahrtsbücher“ des 15. und 16. Jahrhunderts, die für die frommen Pilgerreisen jede Einzelheit genau angeben. Als das Reisen im Lauf des 18. Jahrhunderts nicht nur zu heiligen Zwecken, sondern auch aus Neugier und geschäftlichen Gründen mehr in Aufnahme kam, entwickelte sich die Wissenschaft der sog. Landeskunde, d. h. die Anleitung, wie man auf Reisen das Nützliche mit dem Angenehmen und Bequemem verbinden kann. Die ersten Werke der Landeskunde, wie das des J. J. Baedekers „Traktat von 1562, die von Victorinus und J. J. Baedeker waren lateinisch geschrieben und nur gelehrten Kreisen verständlich; sie haben sich um 1600 herum eingebürgert, werden schon gedruckt und mit feinen gestochenen Landkarten versehen. Diese Aufstellungen von verschiedenen, oft mehreren hundert Reisebüchern wurden bald auch ins Deutsche überetzt.

Das erste deutsche Reisehandbuch, das mehr als dürftige Angaben enthält und sich als ein wirklicher Führer darstellt, war das 1632 in zwei Bänden erschienene „Reisebuch“ des Topographen Martin Zeiller. Er hat hier zunächst eine Beschreibung Deutschlands und angrenzender Länder, der dann ähnliche Bücher über Frankreich, Großbritannien, Italien, Spanien folgen. Aus all diesen Werken verarbeitete er 1651 einen Auszug unter dem von dem treuen Baedeker des Kneis benannten Titel „Fidus Amicus oder getreuer Reisegefährte“, der in verschiedene Sprachen überetzt wurde und die größte Verbreitung fand. In diesem Reisehandbuch, das bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts maßgebend war, werden neben gelehrten Abhandlungen über Geschichte, Volk, Staat usw. des betreffenden Landes auch genaue praktische Angaben gemacht. Beiläufig Anordnung beruht uns merkwürdig modern, denn er unterrichtet bereits über die bestmöglichen Post- und Zollverhältnisse, spricht einzelne Reisezeiten genau durch und nennt auch gute Herbergen mit hinweisen über die Preise. Freilich, Zeiller, der Sohn des bayerischen Bräutigams, hatte für wichtige Dinge noch kein Verständnis, auf die uns heute das Reisehandbuch hinweist. Kunst und Natur spielen bei ihm keine Rolle. Es mußte erst mit dem Anbruch des Zeitalters unserer klassischen Dichtung der Sinn für künstlerische und naturwissenschaftliche Gewand werden. Damals beginnt die Epoche der Reisehandbücher, und ihnen allen, einem Goethe so gut wie Lessing und Herder war der Hamburger J. J. Baedeker in seinen „Historisch-kritischen Nachrichten aus Italien“ der gelehrte Begleiter, der für die Detailkenntnisse der Kunst bereits eine lebendige Begeisterung zeigt. Die Freude an der Natur entwickelte sich mit den damals ebenfalls in Aufnahme kommenden Reisen nach der Schweiz, und zwar schon hierfür das Reisehandbuch J. G. Edel in seiner zuerst 1783 erschienenen „Anleitung, die Schweiz zu bereisen“. Edel ist der eigentliche Begründer des Weltkulturs der Schweiz, der in der Einleitung zu seinem Buch hervorhebt, daß eine Schweizer Reise „die körperliche und moralische Gesundheit fördere“. Dem zu Anfang des 19. Jahrhunderts anbrechenden Reiseboom gaben die praktischen Reiseführer der Gothaer Verlagsanstalt H. A. O. Reichardt in die Hand. Seine französisch geschriebenen „Guides des Voyageurs en Europe“ wurden überall benutzt; noch praktischer und handlicher war kein „Voyageur“ auf der Reise nach Deutschland und den angrenzenden Ländern, der innerhalb von 30 Jahren 7 Auflagen erlebte und in der Anlage das Vorbild aller späteren Reisehandbücher, auch Baedekers, wurde.

Das Ende der Landstreicherromantik.

Von Peter Brist.

Wenn der Sommer im Lande war und die Sonne lachte und glückte, dann trat man sie überall auf der Waise, die Pausen und Paradiesen der Landstraße. Die dem lieben Herrgott die Tage abließen, die vom Wandertier rüberlos von Ort zu Ort getrieben werden, und die sich dabei redlich durch Betteln zu ernähren mußten. Das war in den Zeiten, als das Betteln noch 3 Pfennig kostete.

Heute ist es vorbei mit der Landstreicherromantik, und was heute Betteln an unsere Türen klopf, das hat nichts mehr mit der Romantik und Poesie der sonnenüberglühenden oder regenereicherlichen Landstraße zu tun. Sie sind ein Opfer der Zeit geworden, sind ausgestorben, die „Kunden“, wie sie sich selbst zu bezeichnen pflegten. Denn wer ein richtiger Kunde war, der war nicht gewöhnt, nur notdürftig sein Leben zu fristen. Wenn er auch keine hohen Ansprüche stellte, so wollte er doch nicht allzu sehr heruntergekommen ausleben und schließlich nicht fortwährend „Kohlschmalz“ (Hungern). Heute aber kann er keine „Trittschen“ (Stiefel) oder sonstigen Kleidungsstücke mehr leisten, und in puncto „Unvermunt“ und „Lorden“ ist es meistens auch schlecht bestellt. Unvermunt bedeutet in der Kundenprache Wurst, und Lorden sind Brötchen.

Diese Kundenprache ist überhaupt ein Kapitel für sich. Es finden sich in ihr Ausdrücke, die aus dem Gassenwortsprache stammen, vielfach auch aus dem Dialektischen, und diese Redensarten sind recht droffig Natur. Ein Kunde geht nicht, er „gittert“. Er scharrt im Frühling seinen „Berliner“ oder steckt auch nur die Hände in die Hosentaschen, und gittert, den „Seng“ (Stechen) in der Hand, fort nach dem Jakobinerland, zu den Gelbmännern, ins blaue oder Schwarzwaldland, d. h. nach Württemberg, Baden, ins Biederische oder nach Österreich. Auch das heilige Land (Tirol) war früher sehr beliebt, weil die Bandenführer

bei den guten Leuten dort zumeist Nachtquartier im Stall erhielten und auch mittags nicht lange nach Essen zu suchen brauchten. Der Kunde bleibt nachts entweder auf einer „Heiligkeit“ über Nacht, womit die Herbergen zur Heimat gemeint sind, oder er „reist Blatte“, er bleibt draußen bei Mutter Gutm. Manchmal übernachtet er auch auf einer „wilden Benne“ (armieliges Gasthaus) zum Unterchied von der Heiligkeit und macht dort „Rauscher“ oder „Krauter“, d. h. er schläft im Stroh oder auf der Heiligkeit. Abends kommt der „Biebos“, der Hausknecht, und „spannt die Stauden nach“, d. h. er untersucht die Hemden der Gäste, ob sich keine „deutschen Reichsfürer“ oder „Bienen“ darin befinden. Manchmal besetzt dieses Geschäft auch „die Krone“ selbst, die würdige Herbergsmutter unterwirft sich selber dieser Arbeit.

Richtige Kunden mieden auf ihren Wanderfahrten die Städte, sie hielten sich bei den „Kaffern“ besser auf. Die Städte hatten schon ihre Sonderart von Bettlern, und allenthalben an den Ecken standen „Kundenfänger“, auch die „Polente“ war stets stark vertreten und die „Schmiermilch“ liefen nur so auf den Straßen umher. „Das Radentöhen“, das Abziehen der Räder, brachte zwar allerbald Geld, aber man konnte dabei so leicht „verloren“ geben. Auf den Dörfern war's besser. Man konnte erkunden, ob der „Teufel“ der Gendarm, zu Hause sei. War er fort, konnte das ganze Rest abgeholt werden. Der „Gallach“, der Wirt, wurde nicht ausgelassen, und auch beim „Blauerer“, dem Lehrer, gab es etwas. In vielen Dörfern und kleinen Städten gab's „Ortsgefchenke“ oder Nachbepflege. Dafür mußte man manchmal frühmorgens die „Sträße hüheln“, d. h. die Straße fegen, was manchen Kunden nicht paßte, deshalb wurden auch solche Gelegenheiten zur Arbeit möglichst umgangen. Auch „Verredaktionen“ (Bersprechungssituationen) gab es, wo es vier Stunden arbeitete hie und von wo man mit gebundenem Marktschreier auf die nächste geschickt wurde, ein trauriger Zwang für das Reisen in manchen Gegenden. Besonders Osterfeld war groß in diesen Verredaktionen.

Katholische Gegenden waren sehr beliebt wegen der vielen Klöster, die immer offene Türlar bielten für Kunden. Im Kloster Schötern bestreift wurde war der Kunde glänzend aufgenommen. Dort gab's bei der Ankunft in der „Sträuerer Schöps“ (einmaliges Bier mit geringem Alkoholgehalt) nach Belieben, auch ein Stüd Danf (Brot) dazu. Dann wurde das Rest angelassen; Ertrag unter Garantie 80 Bächer (Pfennig). An der Klosterforde gab's einen Fünfer, aber auch mal einen Großen (Kupfergeld nannte man rote, Nickelgeld weiße Kade; Silber bekam der Kunde selten zu sehen). Dann ging's in die Küche. Dort war ein besonderer Raum für die Herren Kunden, und ihrer viere mußten aus einer Schüssel essen. Wer keinen „Reisenbä“ (Pöfel) hatte, konnte sich einen ausbitten, mußte aber seinen Hut als Pfand lassen. Hier hüteten manche Kunden so viel, daß sie nicht mehr schlafen konnten. Manche wurden trotzdem nicht satt und eilten noch in den Wirtschaftshof, wo sie noch drei oder vier Runderl verdrückten. Dann wurde verbannt und abends in der Herberge des Klosters für 10 Pfennig gewohnt. Manche Kunden blieben so lange in Kloster Schötern, bis sie der Gendarm auf den Trab brachte. Und derartige gute Klöster gab's mehrere.

Der Winter war für die Kunden nicht so gut wie der Sommer. Die älteren Reister machten sich in die „Leewinde“, ins Krankenhaus, andere wieder stitterten ins „Kübelbied“, nach Trahen; gearbeitet wurde nach Bedarf. Liebt als Reisknecht waren Körperchen (Rehger), oder Lendenknechte (Bäder). Weiterhin traf man unterwegs Ratkofs (Schlöffer) oder Eichter (Schneider), Runtreiter (Böttcher) oder auch mal einen Reller (Ritter), die sich wieder in Luffschiff und Klappenkisch (Wind- und Wasser-müller) teilten. Auch Sucher (Kaufleute) wurden angetroffen, die meist keine „Gisverhältnisse“ (Kragen) um den Hals hatten. Wo und zu was's auch mal „Kittchen“, und manchmal eine Frau auf die „Schindelschwinde“, das Arbeitshaus. Darf ein Krauter (Bauer) schöne Arbeit, dann wurde mal angefangen, meist aber bald wieder „in den Sack gehauen“.

So ging's dahin, jahraus, jahrein, bis einmal ein hübsches Mädchen den Kunden festhielt und die Kinder kamen, die den lohn Gehellen nicht mehr losließen. Dann war es auch schon früher vorbei mit der Kundenberuflichkeit.

Aus verstaubten Schubfächern der Historie.

Einer, dem genügend Zeit zur Verfügung stand, um in verstaubten Schubfächern der Geschichte zu kramen, hat folgende amüsante Entdeckungen gemacht:

Die erste Konditorei in Berlin wurde 1818 von dem Schweizer Giovanni eröffnet, das erste Wiener Café 1872 und die erste altschweizer Bäckerei 1879.

Das Seidewort: „Saure Gurke ist auch Kompost“ kommt von einem Gastwirt Franz, der eine Wirtschaft in der Berliner Heiligenstraße besaß. Er gab seinen Gästen mit Vorliebe Rinderbraten mit einer dicken sauren Gurke; als ihnen das endlich zuviel wurde und sie eine andere Beigabe als Kompost verlangten, prägte er voller Enttäuschung das bekannt gewordene Seidewort.

Schon 30 Jahre nach dem Beginn der Reformation in England wurden dort, statt wie bisher jährlich 2000 Bezahler, deren „nur noch“ 200 hingerichtet.

Königsberg in Preußen erhielt seinen Namen nach dem Bödenkönig Dittlar, der auf einem Alteszug nach Preußen 1254 an dieser Stelle verstarb.

Unter Wort „Kollizei“ rührt von dem italienischen Bollia (= Damm) her. Um das Jahr 1400 herum wurde in Nürnberg jedem Fremden, der durch die Tore in die Stadt kam, wenn er sich als unverdächtig auswies, mit einem Stempel ein Zeichen auf den Daumen gedrückt, das „Kollida“ hieß und ihn den Torwächtern gegenüber legitimierte.

Till Eulenspiegel hat keinen Namen, wie vielfach angenommen wird, von einer Eule und einem Spiegel. „Eule“ hieß früher — und heißt in einigen Gegenden Nordwestdeutschlands noch heute — ein kleiner Sandbelen, und Spiegel wußte (d. h. beim Bild) der untere Teil des Rückens genannt. „Eulenspiegel“ bedeutet also wörtlich: „Seh mir den Rücken!“

Unter Reichert von Münchhausen hatte bereits zu Anfang 1300 einen Vorläufer, den „Reiger“, dessen Lügenhaftigkeit und Abenteuer in den Geschichten jener Zeit mit Vorliebe erzählt und stets mit Jubel aufgenommen wurden.

Nach einer Berechnung Edmund Burkes in seinem Buch „Vindication of Natural Society“ sind seit Beginn unserer Geschichtszählung bis zur französischen Revolution 36 Tausend Millionen Menschen durch die Kriege der einzelnen Staaten untereinander umgekommen.

Mamachen.

Von L. Winfeld.

Der mit kühnen Schattenspielen geliebteste Waldpfad wählte sich in seinen Windungen den lapprigsten Ausbuchtungen des Sees an. Jede neue Biegung brachte uns eine Überraschung. Bald war es ein versteinertes Juwel von Denkmälern, das irgend einen uns Unbekannten, jedenfalls verdienstvollen Menschen verewigte, bald breiteten sich Blumenanlagen von ungeahnter Schönheit vor uns aus.

Das letzte Drittel des Wegs war überdacht mit Bäumen ausgefattet. Wir widerstanden der Lodung nicht lange, und machten es uns auf einer aus Birkenstämmen gestimmten bequem.

Die Sonnenpiegeling im See grüßte recht intensiv über. Wir drehten ihr deshalb ein wenig den Rücken zu und schauten vertiebt auf die geschwisterlich nebeneinander wachsenden Baumriesen, die raunend die Räder zusammenstellten.

Da legte sich jedem von uns zugleich eine Hand auf die Schulter. Wir hielten a tempo herum.

Eine Dame stand vor uns. Sie war von imposanten Dimensionen, trug ein dünnes, schwarzes Kleid mit „Oberlicht“ und ein rotes, leibernes Tuch um die Schultern. Ihr etwas wirres, schwarzes Haar war unbedeckt.

Haben die Herren nicht zwei junge Mädchen gesehen, eine in einem weiß und lila Kleid, das andere ganz in Rot? — Meine Töchter nämlich, erklärte sie erregt. Ich wollte ihnen entgegengehen, habe aber Angst, daß ich sie verpaßt habe.

„Nein, wir haben Sie nicht gesehen.“

„Das tut mir recht leid“, sagte die starke Dame, und setzte sich, als wäre ein Weiterführen der Unterhaltung selbstverständlich, neben uns auf die Bank.

„Mamachen“, sagten meine Töchter zum Abschied. „Du kannst uns nicht verfehlen. Wir sind um vier am Freilichtdenkmal. Sie sind sehr talentiert, meine Töchter. Die eine singt — a, ich werde sie bald auf einer unserer ersten Bühnen hören. — Die andere ist Malerin von unbestreitbar großem Können. Haben Sie die Blumensträuße der Villa Rajani gesehen? — Die haben meiner Sonia die goldene Medaille gebracht.“

Wir zwinkerten uns belustigt zu. „Mamachen“, kullerte aus lauter Eitelkeit nicht zu knapp.

Eine Dame mit einem kleinen Jungen an der Hand promenierte vorbei. — „Welch ein schönes Kind!“ rief Mamachen enthusiastisch. — „So waren meine Töchter in diesem Alter. Und die reizende Mutter! Wie erinnert sie mich an meine Jugend!“

Sie wählte eine Träne aus ihrem Augenwinkel und schneute sich hart. Unter der leisen Puderschicht ihrer Wangen zeigte sich ein blaues Rot.

„Wo nur die Mädchen bleiben?“ fuhr sie plötzlich in die Höhe. „Nicht wahr, es ist schon mehr als vier?“

„Bald vier“, beruhigte sie mein Freund, keine Uhr ziehend.

Daraufhin funkelten uns ihre kleinen, leuchtend verschleierte Augen geheimnisvoll an.

„Ich habe meinen Töchtern zuliebe mein Vermögen im Stich gelassen“, flüsternte sie, „aber darraten Sie mich nicht, meine Herren! Ich bin Russin, Nihilistin — ich flüchtete — o mein Gott! — Mein Gemahl sitzt hinter Kerkermauern. Mein Blah wäre an seiner Seite. Aber ich bin in erster Linie Mutter.“

Sie erhob sich. Ihr mächtiger Rücken wogte. Sie schaute sich zärtlich um, als wären die Bäume im Kreis Kinder ihres Bluts, ihrer Seele.

„Mamachen“ nennt mich jeder in meinem Heim“, sagte sie mit weicher Stimme. „Jeder —! — Sie dürfen es auch tun.“ — Sie nickte uns ermunternd zu.

„Wo ist denn Ihr Heim?“ fragte ich, während eine Gewitter in mir aufdämmerte.

„Sie haben nicht „Mamachen“ gesagt“, kontrollierte sie.

„Also Mamachen“, verbesserte ich mich. „Wo sind Sie zu Hause?“

„Nun dort —“ Sie zeigte gleichgültig hinter sich.

Auf einmal überlag ein listiges Lächeln ihr Gesicht.

„Schwerer Räte wollte mich nicht fortlassen. Ich bin ihr doch erwünscht. Denn für meine Kinder tue ich alles. — Oder glauben Sie's etwa nicht?“

Sie trat drohend dicht an uns heran. Wir haben ihre muskulösen Arme, ihre wie Rabenträufeln sich krümmenden Finger.

„Ich glaube, Mamachen, dort kommen Ihre Kinder“, rief mein Freund, hastig aufspringend.

Das böse Funkeln in ihren Augen erlosch. Ein artigenes Lächeln zog ihr Gesicht in die Breite.

„Ihr seid ja alle meine Kinder, ihr alle, alle!“

Ebe wir flüchten konnten, fühlten wir uns an ihr klopfendes Herz gedrückt.

Als wir uns endlich — dem Erstickenstode nahe — aus der behernden Umarmung herausgeholt, vollzog sich eine neue Metamorphose mit „Mamachen“.

Ihre Gesichtsmuskeln wurden schlaff, die Augen kniffen sich zusammen. Unsere Gegenwart schien sie völlig vergessen zu haben. Schwer, die Glieder nachlässig, die Hände in das rote Tuch gewickelt, ging sie fremd an uns vorbei, den Weg hinauf.

Wir leben uns halb lachend, halb ärgerlich in die hochroten Gesicht.

„Ein Abenteuer mit einer Betrachten!“ rief mein Freund. „Das Sanatorium, aus dem „Mamachen“ entwich, ist sicher hier in der Nähe. Wir wollen die lachende Schwester Räte auf die richtige Spur bringen.“

Schweigend wanderten wir am Ufer hin. Ein glühendes Sonnenband fiel neben uns im Wasser her und hielt unsere Gedanken gleichsam am Schnürrchen. — Die arme Irre! — Was für übermenschliches Leid hatte ihr den Verstand geraubt?

Jedenfalls ist sie in ihrer Mutterliebe tödlich getroffen worden“, sagte mein Freund aus seinem Sinnen heraus. „Vielleicht ist ihre Erzählung buchstäblich wahr? Wir werden's in der Anstalt erfahren.“

Wir durchkreuzten den Wald auf allen erdenklichen Pfaden, machten vor allen den in Grün gebetteten Häusern Halt. Keins von ihnen war eine Station de Sanit.

Die Wärme lehte uns arg zu. Mein Freund ließ schließlich wie ein durstiger Hund die Zunge aus dem Mund hängen. Das lodende Schild eines Biergartens täte den letzten Rest von Interesse, der uns nach dem vergeblichen Suchen für die Irre schweben. Auf kürzestem Weg kehrten wir der Quelle des Labials zu.

Da hörten wir im schnellen Schreiten eine Bekannte, das „a“ ihrer rollenden Stimme:

„Haben der Herr nicht zwei junge Mädchen gesehen? Eine in einem weiß und lila Kleid, das andere —“

